

Systemische Trauerarbeit – Bedeutung und Grundlagen einer seelsorgerlichen Arbeit in der Heimerziehung

Frank Natho

Zusammenfassung

Die durchschnittliche Verweildauer von Kindern und Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe beträgt laut einschlägiger Statistiken mehr als ein Jahr. In dieser Zeit leben Kinder hin und her gerissen zwischen Bindung und Trennung, zwischen Familie und Heim. Sie erleben oft intensive Trauer- und Ablöseprozesse. Nicht immer ist ihre Trauer offensichtlich, manchmal versteckt sie sich auch hinter aggressiven Verhaltensweisen oder anderen Verhaltensauffälligkeiten. Eine Trauerarbeit bzw. eine seelsorgerliche Begleitung scheint eine hilfreiche Alternative, um die Verfestigung von Trauersymptomen zu vermeiden. Im Folgenden werden einige Aspekte zum Trauererleben von Kindern in der stationären Jugendhilfe und der Nutzen ihrer seelsorgerlichen Begleitung beschrieben.

Trennungserleben, Stresserleben – Situation von Kindern in der stationären Jugendhilfe

Was Kinder, die von ihren Eltern und Familien getrennt werden, tatsächlich erleben und wie sie sich fühlen, werden Erwachsene wohl immer nur erahnen können. Dennoch geben ihre Erzählungen und Antworten zu speziellen Fragen eine Idee davon, was wohl innerlich mit ihnen passiert. Im Rahmen eines Projekts zum Thema Bindung und Trennungserfahrungen von Kindern in der stationären Jugendhilfe wurden im Herbst 2006 betroffene Kinder zu ihrem Trennungserleben befragt (Natho 2007). Ein Großteil der Befragten fühlte sich angesichts der Herausnahme aus dem Elternhaus massiv verunsichert, alleingelassen, ängstlich und traurig. Sie beklagen nicht nur die Trennung von der Herkunftsfamilie, sondern auch das Herausgerissensein aus der Schule am Heimatort, dem Freundeskreis und der vertrauten heimatlichen Umgebung. Starke Gefühle von Angst und Trauer treten als Reaktion auf die Unterbrechung von Beziehungen auf. Befindet sich das Heim, in dem sie untergebracht wurden, nicht an ihrem ehemaligen Wohnort, sind sie zudem noch gezwungen, in sämtlichen sozialen Bereichen neue Beziehungen aufzubauen. Die oft unklare Perspek-

tive über die Dauer des Verbleibs in der Einrichtung und die Bedingungen für eine Rückführung ins Elternhaus lassen für viele Kinder den Ausgang und den Sinn der Unterbringung ungewiss erscheinen. Auf die Frage, wer wohl verantwortlich für ihren Heimaufenthalt ist, antworteten immerhin ein Drittel der Befragten, dass sie wohl selbst bzw. ihr Verhalten Schuld an der Herausnahme aus der Familie seien. Neben der Trennung, der Unsicherheit und Angst fühlen sich viele auch noch schuldig und kämpfen gegen Scham- und Schuldgefühle an.

Situationen von Trennung haben oft starken emotionalen Stress zur Folge und stellen generell Bedrohungen und Verunsicherungen für das psychische System dar. Das limbische System, aus Sicht der Neurobiologie (Roth 2003a, S.256ff) hauptverantwortlich für die Erzeugung emotionaler Reaktionen, reagiert auf diese Bedrohungen keineswegs immer vernünftig, sondern mit starken Affekten, die im Kontext von Jugendhilfe auch gerne als aggressives Verhalten gedeutet werden. Ich halte dies für eine Fehlinterpretation, die manchmal sogar soweit geht, dass den betroffenen Kindern und Jugendlichen eine absichtlich böswillige und vorsätzliche Aggression unterstellt wird. So glauben einige Erzieher und Sozialarbeiter, dass starke Affekte von Kindern und Jugendlichen bewusst eingesetzt werden, um beispielsweise Grenzen auszutesten. Dies ist jedoch in den seltensten Fällen so, denn schenkt man der modernen Hirnforschung Glauben, so ist das limbische System nicht bewusstseinsfähig und kann in Bedrohungssituationen von den bewusstseinsfähigen oberen Schichten des Gehirns, dem so genannten assoziativen Cortex, nicht oder nur sehr begrenzt beeinflusst bzw. gesteuert werden. Befindet sich der Organismus in einer akuten emotionalen Stresssituation ist eine Kontrolle der Affekte kaum möglich. Welche soziale Situation vom limbischen System als Bedrohung eingestuft wird, hängt nicht zuletzt von der Qualität früher Bindungserfahrungen ab. Eine bewusste Bewertung dieser frühkindlichen Bindungs- und Verlusterfahrungen und das Herstellen eines Zusammenhangs dieser mit ihrem Verhalten, ist den betroffenen Kindern in der Regel selbst nicht einmal möglich. Das heißt emotionale Reaktionen sind größtenteils unbewusst und entziehen sich unserer direkten rationalen Kontrolle. Das soll nicht heißen, dass wir generell keine Kontrolle über unser emotionales Verhalten haben, sondern, dass die Kontrollmöglichkeiten in akuten Bedrohungssituationen sehr eingeschränkt sind. Eine längere Trennung von den Eltern und von der Familie mit ungewissem Ausgang und nicht eindeutig definierter Dauer stellt insbesondere für jüngere und unsicher gebundene Kinder eine akute Stresssituation dar.

Dieses hier dargestellte, durch Heimunterbringung hervorgerufene Trennungserleben soll den Sinn und die Nützlichkeit von Heimerziehung auf gar keinen Fall in Frage stellen, sondern sensibilisieren für die besonderen Aufgaben und erzieherischen sowie heilpädagogischen Anforderungen, die in diesem Zusammenhang hilfreich sein können. Wenn das Wohl des Kindes in seiner Familie gefährdet ist, bedarf es der frühzeitigen Herausnahme. Heimerziehung ist dann eine gute und wichtige Hilfe, die dennoch Risiken und Nebenwirkungen aufweist, die der seelischen Entwicklung des Kindes schaden können. Diese gilt es im Blick zu behalten und angemessen hilfreich darauf zu reagieren.

Trennung und Traumatisierung - Anforderungen an die Heimpädagogik

Neben der Herauslösung an sich, die das psychische System verunsichert, belastet noch ein weiterer Umstand das seelische Wohl der Kinder. So kommt erschwerend hinzu, dass der Anteil der traumatisierten Kinder in der stationären Jugendhilfe in den letzten Jahren extrem zugenommen hat. Dieses Phänomen, das jeder Erzieher und Sozialarbeiter im Heim täglich erlebt und zu bewältigen hat und ihn vor völlig neue Herausforderungen stellt, ist wohl auch ein Resultat des Ausbaus ambulanter Hilfen in den letzten Jahren. Eine Entwicklung, die dazu führte, dass nur noch Kinder aus besonders belasteten Familien, Kinder mit Erfahrungen von Traumatisierung aus der Familie herausgenommen werden. Ein Umstand, der die Entwicklung neuer pädagogischer Konzepte insbesondere für die stationäre Jugendhilfe verlangt (Schmidt 2007 et al.). Weiß (2008) fordert in diesem Zusammenhang sogar eine geistige Neuorientierung der Pädagogik. Eine wichtige Aufgabe der zukünftigen Heim-Pädagogik besteht ihrer Meinung nach darin, betroffene Kinder bei der Verarbeitung von traumatischen Erfahrungen aktiv zu unterstützen und die psychischen Folgen von Gewalt zu korrigieren. Pädagogen und Sozialarbeiter in der Heimerziehung stehen deshalb vor einer schwierigen Aufgabe. Sie müssen therapeutisches Wissen integrieren und pädagogische Handlungsansätze entwerfen, die therapeutisch wirken. Heilung ereignet sich vor allem im Alltag und das ist für diese Kinder eben ein Heimalltag.

Da ein Großteil der Kinder, die aktuell im Heim untergebracht sind, neben der oft chronischen Traumatisierung durch Deprivation und Gewalterfahrungen zugleich noch die Trennung von der Familie zu bewältigen

haben, ist es wohl notwendig, neben der Integration von psychologischem Wissen auch noch seelsorgerliches Verhalten bzw. Feinfühligkeit für die Trauer dieser Kinder zu entwickeln. Die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder steht auf dem Spiel. Wir wissen, dass zwei Faktoren ganz wesentlich die Entwicklung von Heranwachsenden gefährden, das sind Traumatisierungen (Paris 2000) und Bindungsabbrüche bzw. abrupte Trennungen von Bindungspersonen (Bowlby 2001). Beide Faktoren wirken bedauerlicherweise auch noch direkt aufeinander zurück. So zeigen Forschungen, dass Kinder, die Vernachlässigung und Gewalt erfahren, eine eher desorganisierte Bindung zu den Eltern entwickeln. Das heißt, sie verhalten sich deutlich ängstlicher als beispielsweise sicher-gebundene Kinder. Ihnen fehlt die emotionale Sicherheit, Selbstwert und Selbstbewusstsein. Sie können daher nicht in sich selbst ruhen und ihr Verhalten bei Trennung ist deutlich aggressiver und unangemessener (Hesse & Main 2002). Sie entwickeln auch viel eher Bindungsstörungen, die durch abrupte Trennungen, durch wechselnde Betreuungssysteme, wie etwa bei Kindern, die mehrfach das Heim oder die Hilfeform wechseln, noch verstärkt werden (Brisch 2002). Erzieher und Sozialarbeiter brauchen, um diese Herausforderung zu meistern, mehr therapeutische bzw. spezielle heilpädagogische Kompetenzen, vor allem aber benötigen sie Feinfühligkeit, Achtsamkeit, Offenheit für die Gefühle ihrer Klienten.

Eine Besonderheit stellt auch die Arbeit mit den Eltern dar, die ihren Kindern in der eigenen Familie eine traumatisierende Umwelt zumuteten, die letztlich zur Herausnahme des Kindes aus dem Elternhaus führte. Die Elternarbeit steht im Zentrum aller Jugendhilfemaßnahmen. Bevor es zu einer stationären Unterbringung des Kindes kommt, haben die Familien insbesondere aber die Eltern bereits meist über mehrere Jahre hinweg intensive Hilfe, vielleicht im Rahmen von ambulanter Familienhilfe, sozialpädagogischer Tagesgruppe, aufsuchender Familientherapie und Erziehungsberatung erfahren. Werden die Kinder dann doch im Heim untergebracht, kann man die Elternarbeit als gescheitert betrachten. Diese Eltern zeigen typischerweise keine oder nur eine unzureichende Mitwirkungsbereitschaft. Ihre erzieherischen Kompetenzen sind ungenügend und die emotionale Feinfühligkeit ihren Kindern gegenüber ist gering. Oft leiden sie selbst unter psychischen Störungen, Suchtmittelmissbrauch oder weisen eine Intelligenzminderung auf. Die Defizite sind bei allem Respekt und der professionellen Bereitschaft, Ressourcen zu finden, offensichtlich und nicht zu übersehen. Sie sollten daher akzeptiert und die Anforderungen entspre-

chend reduziert werden. Wenn Eltern ihren Kindern Schaden zufügen, müssen sie von ihnen ferngehalten bzw. die Kinder vor ihnen geschützt werden. Die seelsorgerliche Begleitung sollte sich bei diesen Gegebenheiten auf die Kinder konzentrieren. Ihnen steht die seelsorgerliche Loyalität und die Feinfühligkeit zu. Man weiß als Erzieher oder Sozialarbeiter letztlich nicht, wie sich das Schicksal des Kindes gestalten und die Bindung zu den Eltern verändern wird, die Aufmerksamkeit richtet sich jedoch in erster Linie auf die Befindlichkeit des Kindes. Es muss die Defizite der Eltern in sein Persönlichkeits- und Identitätskonzept und in sein emotionales System integrieren. Seelsorge in der Heimerziehung sieht die Eltern aus der Perspektive des Kindes. So entsteht beim Kind am ehesten das Gefühl, dass Erzieher emotional verfügbar und feinfühlig sind. Dieses Erleben vermittelt Sicherheit, Geborgenheit und ermöglicht bestenfalls ein emotionales Nachreifen bzw. eine Neuordnung des emotionalen Erlebens und das ist Trauerarbeit.

Bindung und Trennung, zwei Seiten einer Medaille

Will man ansatzweise verstehen, was Kinder erleben, wenn sie von ihren Eltern und der Herkunftsfamilie getrennt und in Heimen untergebracht werden, muss man sich die Kraft der frühkindlichen Bindung vor Augen halten. Bindung ist ein neurobiologisches Programm. Es soll vor allem das Überleben des hilflosen Kindes in einer Umwelt, auf die es selbst keinen Einfluss hat, sichern. Das Programm bindet das Kind an die Menschen, durch die es im Idealfall Schutz, Versorgung und emotionale Geborgenheit erfährt. Da Kinder sich ihre Eltern und ihre soziale Umwelt nicht aussuchen können, stellt sich das limbische System ganz auf das ein, was es vorfindet und integriert dies dauerhaft. Das Gehirn speichert in dieser Region Schlüsselreize bezogen auf die Menschen, die das Überleben des Kindes garantieren. So weiß das Kind, wohin es gehört und wo sein Platz zum Leben ist. Für das in unseren Genen gespeicherte Programm Bindung spielt es dabei keine Rolle, ob die Eltern besonders gefühlvoll und fürsorglich oder abweisend und gewalttätig sind. Das limbische System generalisiert gute als auch schlechte Erfahrungen und entwickelt diesbezüglich speziell auf seine Umwelt bezogene sinnvolle Verhaltensmuster, die hauptsächlich die Chance des Überlebens erhöhen sollen. Diese Verhaltensmuster werden an das emotionale System gekoppelt und automatisiert. Das Automatisieren dieser Verhaltensmuster und deren Kopplung an unbewusste emotio-

nale Erfahrungen sind unerlässlich für das Überleben als Kind. Das modular aufgebaute Gehirn entwickelt verschiedene Fähigkeiten zu unterschiedlichen Zeitpunkten. Während das limbische System um das fünfte bis sechste Lebensjahr herum ausreift und sich dann nur noch wenig verändert, sind die für Verhaltensplanung zuständigen Hirnareale, die uns in die Lage versetzen, Umweltsituationen immer wieder neu einzuschätzen und kontextbezogen zu reagieren, in früher Kindheit noch unterentwickelt und eingeschränkt funktionstüchtig. Das Kind braucht also automatisierte überwiegend emotional gesteuerte Reaktionsmuster. Das hat aber auch zur Folge, dass die Bindung zu den Eltern als ein zeitloses und vom eigenen Lebenskontext unabhängiges Gefühl gespeichert ist, welches uns jeder Zeit, an jedem Ort und in jeder Lebenssituation ergreifen kann, wenn es durch bestimmte Reize wieder aktiviert wird. Und wann immer diese Reize auftauchen und unser emotionales Gedächtnis aktivieren, fühlen wir uns liebevoll oder schmerzlich erinnert an die Menschen, die uns in der Weise geprägt haben und denen wir unser Leben und das Überleben verdanken. Die Amygdala vergisst nie! Roth (2003b, S.159ff) beschreibt diesen Prozess der Prägung als dauerhafte emotionale Konditionierung. Frühkindliche emotionale Erfahrungen und deren Bewertung unter dem Aspekt der Erhöhung von Überlebenschancen werden auf synaptischer Ebene dauerhaft verschweißt.

Ist die Bindung beispielsweise durch die Trennung des Kindes von den Eltern gefährdet, reagiert in erster Linie das limbische System mit Trauerverhalten. Dieses Verhalten steht im Dienst der Bindung und kann eigentlich als Bindungsverhalten bezeichnet werden. Je stärker das limbische System sich durch eine Trennung bedroht fühlt, umso intensiver werden die emotionalen Reaktionen sein. Trauer ist eine sehr komplexe emotionale Reaktion auf Trennung bzw. auf eine Bedrohung der Bindung.

Trauer, ein komplexes Gefühlserleben mit vielen Gesichtern

Mein Verständnis von Trauer als Emotion hat sich in den letzten Jahren verändert. Noch vor einiger Zeit teilte ich das Konstrukt der differentiellen Emotionsforschung (Izard 1994), das Trauer als eine eigenständige und von anderen abgrenzbare Form affektiven Verhaltens beschreibt. Erfahrungen aus der Praxis zeigen aber, dass die Aussage, Ich bin traurig, ein äußerst komplexes Gefühlserleben umschreibt. Das Gefühl von Trauer wird in komplexen Trauerprozessen kaum isoliert erlebt, sondern tritt gleichzeitig mit

anderen Grundgefühlen wie Angst, Ärger und Liebe auf, die wie die Trauer das Ziel haben, die Bindung zu erhalten. An anderer Stelle beschreibe ich dieses Phänomen als diffuses Gefühlserleben (2007, S.106). Die Reaktion des limbischen Systems auf eine drohende Trennung von den Menschen, an die wir uns gebunden fühlen, lässt sich am ehesten als eine emotional chaotische Reaktion, wie wir sie in akuten Stresssituationen erleben, beschreiben. Trennung, der Verlust von Beziehung bedeutet für das psychische System in erster Linie Stress. Auf einer kognitiv nicht erfassbaren und bewusst kaum steuerbaren Ebene beginnt ein Kampf ums Überleben. Das limbische System nutzt dabei jedes ihm zur Verfügung stehende Muster, um die Gefahr abzuwenden. Angst und Ärger, Hass und Liebe treten an und versuchen eine Wirkung auf die Umwelt zu erzielen, die das Band der Bindung nicht zerreißen lässt. Die Grundgefühle beeinflussen dabei wenig planvoll und nicht abgestimmt das Verhalten des Trauernden. Ich glaube inzwischen auch nicht mehr, dass es einen strukturierten Trauerprozess, so wie er in verschiedenen Trauerphasenmodellen (Kast 1982 & Bowlby 2001) beschrieben wird, gibt. Trauer- oder Trennungsprozesse sind im höchsten Maße selbstorganisiert. Wie dieser Prozess abläuft, hängt vermutlich von sehr frühen emotionalen Konditionierungen des limbischen Systems auf der Grundlage von verschiedenen angeborenen Persönlichkeitsstrukturen ab. Die in dieser Entwicklung steckende Komplexität führt, trotz Ähnlichkeit mit anderen Menschen, zu einer gewissen Einzigartigkeit der Person. Die emotionale Intensität und Vielschichtigkeit, Dauer und nicht zuletzt die Form der Lösung eines Trauerprozesses sind von unzähligen Faktoren abhängig, die sich kaum gezielt beeinflussen lassen. Selbst die Intensität und die Qualität eines Gefühls wie beispielsweise Liebe, wird sehr unterschiedlich erlebt. Die Trauerprozesse sind so unterschiedlich, wie die Menschen, die sie durchleben und die jeweilige Bindung, die auf dem Spiel steht.

Menschen trauern unterschiedlich. Es gibt durchaus affektive Verhaltensweisen, die auf den ersten Blick für Außenstehende unverständlich sind und kaum dem Erhalt der Bindung zu dienen scheinen und dennoch lassen sie sich als Versuch des limbischen Systems verstehen, Einfluss auf die unmittelbare soziale Umwelt auszuüben, um günstigere Bedingungen für das Überleben zu schaffen. Genauso inadäquat scheint sich ein Tier zu verhalten, das sich beim Angriff eines Tieres, welches in der Nahrungskette höher steht, einfach tot stellt oder erstarrt. Neben der körperlichen Erstarrung und

dem Empfinden von emotionaler Leere lassen sich im Zusammenhang mit Trauer auch starke emotionale Impulsivität und Aggressivität beobachten. „Ein gewisses aggressives Verhalten spielt paradoxerweise eine Schlüsselrolle bei der Aufrechterhaltung affektiver Bindungen“ (Bowlby 2001, S.91).

Welche Verhaltensweisen lassen nun auf ein Trauererleben schließen? Wenn ein Kind weint, so ist dies wohl ein eindeutiges Zeichen für dessen Traurigkeit. Doch sind Kinder nicht auch traurig, wenn ihre Liebe zu den Eltern nicht erwidert wird und wenn sie deshalb immer stiller werden, vielleicht Essstörungen oder aggressive Verhaltensweisen entwickeln? Die vorangegangene Darstellung von der Vielschichtigkeit und Selbststeuerung des emotionalen Systems in Verlust- und Trennungssituationen und der Fakt, dass das limbische System überwiegend ohne Bewusstsein ist, eröffnen einen neuen Interpretationsspielraum, auch für die traditionell eher negativ bewerteten Aggressionen. Der neue Kontext, zu dem uns ein systemisches Verständnis von der Selbststeuerung des Trauerprozesses und die moderne Neurobiologie verhilft, erlaubt uns, auffällige aggressive Verhaltensweisen und auch anderes bislang trauer-untypisches Verhalten als Reaktionen auf Bedrohung und Trennung und damit als Trauerverhalten zu verstehen. So können selbst- oder fremdverletzendes Verhalten, Ess- und Appetitstörungen, Schlafstörungen und vieles mehr Hinweise auf ein Trauererleben des Kindes sein.

Die Trauer klopft öfter an, als man denkt! Wenn professionelle Helfer sich erlauben, die Trauer zu thematisieren, werden sie auch einen Handlungsbedarf in ihrem Arbeitsfeld dafür entdecken. So lautet eine abgewandelte Hypothese von Pfeifer-Schaupp (2008), der sich mit Trauer in Supervisionsprozessen beschäftigte, die meine Erfahrung bestätigt.

Trauerarbeit oder seelsorgerliche Begleitung in der stationären Jugendhilfe

Betrachtet man die durchschnittliche Verweildauer von Kindern und Jugendlichen in stationären Formen der Jugendhilfe genauer, so fällt auf, dass etwa 33,5% der Kinder und Jugendlichen über zwei Jahre von ihren Familien getrennt in einer Einrichtung leben (Fuchs et al. 2004, S.52). Die Dauer macht deutlich, dass es sich bei einer Heimunterbringung nicht nur um ein zweiwöchiges Ferienlager oder einen kleinen Erholungsurlaub von zu Hause handelt. Die Herausnahme aus der Familie und die Unterbringung in einer stationären Jugendhilfemaßnahme ist für die meisten Kinder ein

einschneidendes, belastendes und über Monate hin anhaltendes Ereignis, das die Persönlichkeitsentwicklung oft negativ beeinflusst.

Vielen Erziehern und Sozialarbeitern fällt es schwer zu verstehen, dass die Hilfe, die sie anbieten, auch zu schmerzvollen Erfahrungen bei den von ihnen betreuten Kindern führt. Gerade wenn Kinder Gewalt und Missbrauch in der Herkunftsfamilie erfahren haben, ist es schwierig, die Trauer über den Verlust familiärer Bindung und die dennoch ungebrochene Liebe der Kinder ihren Eltern gegenüber nachzuvollziehen. Demzufolge ist es nicht verwunderlich, dass auch in der theoretischen Reflexion das Thema Trauerarbeit in der Heimerziehung kaum eine Rolle spielt. Hinzu kommt, dass in den letzten fünfzehn Jahren die Idee der Ressourcenorientierung im Jugendhilfebereich exzessiv vermarktet wurde und dass diese Entwicklung zu einer eher einseitig positiven Fokussierung der Herausnahme aus der Familie führte. So wird die Herausnahme überwiegend positiv als Chance zum Neuanfang (Juchmann 2002) oder als Übergang und Lösung (Durrant 1999, S.39ff) beschrieben. In dem achtenswerten Versuch, die Fokussierung von Defiziten und Fehlern zu vermeiden, werden leider allzu leicht die Tragik und die Schwere von Trennung übersehen. Diese Feststellung soll keineswegs den lösungsorientierten Ansatz, dem ich selbst sehr nahe stehe, in Frage stellen, sondern das Nachdenken darüber anregen, ob und wie weit es für Kinder und Jugendliche unterstützend sein kann, auch der Trauer und der Belastung, die sie durch Trennung und Bindungsverlust erfahren, Raum zu geben. Dabei geht es weniger darum, ausschließlich das Trennende in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stellen, sondern eher darum, die Eltern-Kind-Bindung ernst zu nehmen und die durch Trennung entstehenden Gefühle wie Liebe, Angst und Trauer zuzulassen und auszuhalten. Der Trauerprozess selbst stellt die Ressource dar, die es zu nutzen gilt. Die Trauer an sich muss nicht bewältigt werden, sie gehört zum Schicksal des Kindes als ein an die Eltern gebundener Teil.

Trauerarbeit im Heim soll hauptsächlich ein präventives Angebot sein. Sie kann nicht automatisch bei jeder Neuaufnahme verordnet werden. Eher geht es darum, dass Erzieher und Sozialarbeiter eine Beobachtungsgabe für unterschiedliche Trauerreaktionen und ein feinfühliges Verhalten und Begleiten entwickeln. Eine solche Trauerarbeit kann ganz unterschiedlich aussehen, sie reicht von tröstenden Worten im Alltag, über kontinuierliche seelsorgerliche Gespräche bis hin zur bewussten Gestaltung von Abschiedsritualen von den Eltern und der Familie. Die Chance aktiver und

passiver Unterstützung von Trauerprozessen im Heim liegt wohl in erster Linie in der langfristigen Erhaltung der psychischen Vitalität der in Heim-erziehung untergebrachten Kinder und Jugendlichen. Sie sind die Eltern von morgen und von ihrer psychischen Stabilität wird es abhängen, wie sie ihre Kinder erziehen und ob sie ihnen eine stabile emotionale Basis bieten können.

Schritte zu einer seelsorgerlichen Arbeit im Heim

Den Begriff Seelsorge assoziieren die meisten Menschen mit Kirche, Pfarrer und Gebet. So sieht man vielleicht vor seinem inneren Auge einen Pfarrer oder Diakon, der Hausbesuche bei kranken Mitgliedern seiner Gemeinde unternimmt, mit diesen betet und ihnen ein paar tröstende Worte aus der Bibel zuspricht. Natürlich ist das ein wichtiger Dienst innerhalb der Kirche, doch das evangelische Verständnis bindet die Seelsorge nicht generell an die Person des Pfarrers oder an irgendein Amt. Seelsorger kann jeder sein, der einem anderen der Nächste ist. Das heißt, wenn ich einem Menschen nahe bin, der sich in seelischer Not befindet, so bin ich aufgefordert zu helfen. Seelsorge ist in erster Linie Mitmenschlichkeit und sollte in allen gesellschaftlichen Bereichen geübt werden. Da, wo die seelische Not groß ist und sich häuft und das ist in der stationären Jugendhilfe der Fall, können Helfer sich zusätzliche Kompetenzen aneignen, um ihre Seelsorge so wirkungsvoll wie nötig zu gestalten. Die pädagogische Arbeit wird um den Aspekt der Seelsorge von Kindern, die in seelische Not geraten sind, erweitert. Seelsorge steht den Kindern zu und ist nicht an eine Kircheng Zugehörigkeit, an ein Amt, ein religiöses Bekenntnis oder einen Glauben gebunden.

Drei konzeptionelle Schritte scheinen hilfreich, um die pädagogische Aufmerksamkeit auf die seelische Not von Kindern im Heim zu richten und sie angemessen seelsorgerlich zu begleiten. Das sind: 1.) Selbsterfahrung zur Herstellung erzieherischer Feinfühligkeit, 2.) Integration von psychologischem Wissen und seelsorgerlichem Handwerkszeug und 3.) Seelsorgerliche Anwendung unterstützt durch Supervision.

Zunächst sind im ersten Schritt Erzieher und Sozialarbeiter selbst aufgefordert, sich mit dieser Thematik zu beschäftigen. Die Tür zum Verständnis von Trauer öffnet sich nach innen. Das heißt, die eigenen persönlichen Erfahrungen mit Trauer, Abschied und Trennung bilden die Basis für die Entwicklung einer Sensibilität für das Trennungserleben ihrer Klienten.

Trauerarbeit setzt ganz wesentlich voraus, dass man selbst Trauer zulassen und sich einfühlend in das Erleben von Verlust. Hier kann es zunächst darum gehen, eigene Verlusterfahrungen im geeigneten Rahmen zu reflektieren. Wie erleben Helfer eigene Trauer und welche Verluste mussten sie selbst im Leben bewältigen. Der erste Schritt lässt sich als Selbsterfahrung bezeichnen. Da Fachhochschulen und Universitäten ihren Studierenden kaum die Möglichkeit zur Selbsterfahrung bieten, ist dies eine spezielle Aufgabe, die im Praxisfeld der Erzieher und Sozialarbeiter realisiert werden muss. Fortbildungen mit Selbsterfahrungscharakter und Themen, die oben genannte Fragen aufnehmen, bieten dafür einen geeigneten Rahmen.

Der zweite Schritt ist die Integration von psychologischem Wissen und seelsorgerlichem Handwerkszeug. Helfer können sich mit den verschiedenen theoretischen Konzepten von Trauer auf Fortbildungen beschäftigen. Welche Ideen, Erfahrungen und Theorien gibt es zur Entstehung und zum hilfreichen Umgang mit Emotionen? Was wissen Familienforscher und Familientherapeuten über die Kraft der familiären Bindung? Warum sind Menschen ihr Leben lang emotional an Vater und Mutter gebunden? Frühkindliche Bindungserfahrungen wirken auf die Persönlichkeitsentwicklung des Menschen zurück. Doch wie geschieht dies und welche Möglichkeiten gibt es im Umgang mit Bindungsstörungen, Traumatisierungen oder Trennungen? Welche Gesprächstechniken und praktischen Vorgehensweisen haben sich in der Seelsorge bewährt? Die Antworten auf diese Fragen bilden eine Basis, um flexibel, individuell und dem jeweiligen Fall angemessen seelsorgerlich zu wirken.

Der dritte Schritt hat die seelsorgerliche Nähe oder Beziehung zum trauernden Kind zum Schwerpunkt. Sensibilisiert durch Selbsterfahrung und ausgerüstet mit speziellem Wissen und Fertigkeiten stellt der Helfer nun den Bedarf und die Form der Unterstützung fest und begleitet den Klienten in seinem Trennungserleben. Es gilt dabei, immer wieder die Angemessenheit von Nähe und das Maß an Unterstützung genau auf das Bedürfnis des Klienten abzustimmen. Jedes methodische Vorgehen wird von der Fähigkeit des Helfers, sich emotional einfühlend zu können, getragen. Nähe ist hier eine ganz wesentliche Voraussetzung, um Beziehung herzustellen. Leider herrscht vielerorts noch die Ansicht vor, dass man sich als Erzieher und Sozialarbeiter emotional nicht zu sehr auf seinen Klienten einlassen bzw. dass man sich dessen Schicksal nicht zu sehr zu Herzen nehmen sollte. Diese Haltung wird bedauerlicherweise noch immer als besonders professionell beschrieben und ein solches Verhalten als „professionelle Distanz“

gelobt. Für die Seelsorge ist dieses Verständnis nicht nützlich. Es stellt kein Problem dar, mit dem Klienten zu trauern oder gar zu weinen. Im Gegenteil, emotionale Nähe wird von Trauernden als sehr heilsam empfunden. Hier bedarf es möglicherweise der begleitenden Supervision, um eigene Befindlichkeiten zu ordnen, sich mit Kollegen auszutauschen und neue Werte hinsichtlich der Beziehungsgestaltung zum Klienten zu entwickeln.

Fazit

Seelsorge kennt keine Grenzen, sie soll dort helfen und trösten, wo es seelische Not gibt. Seelsorgerliche Begleitung in der Heimerziehung bietet den vom Elternhaus getrennten Kindern und Jugendlichen einen Rahmen, ihren Verlust, ihre Bindung emotional zu regulieren und gegebenenfalls zu trauern. Beziehungen, die durch die seelsorgerliche Begleitung zwischen Erziehern und ihren Klienten entstehen und die sich durch eine hohe Emotionalität auszeichnen können, schaffen einen Raum zum Nachreifen und zur Entwicklung einer gesunden Persönlichkeit. So erhöht sich die Chance der Kinder, Bindungsverlust zu integrieren, Bindungsfähigkeit zu erhalten und psychisch gesund zu bleiben. Seelsorgerliche Begleitung lebt von feinfühligem Zuwendung und menschlicher Wärme. Sie braucht kaum finanzielle oder zeitliche Ressourcen, sondern lediglich Mitmenschlichkeit und Nächstenliebe.

Literatur

- Bowlby, J. (2001). Das Glück und die Trauer. Herstellung und Lösung affektiver Bindungen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brisch, K. (2002). Bindungsstörungen. Theorie, Psychotherapie, Interventionsprogramme und Prävention. In: Brisch, K., Grossmann K.H., Grossmann K. & Köhler L. (Hrsg.) Bindung und seelische Entwicklungswege. (S.353-373). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Durrant, M. (1999). Auf die Stärken kannst du bauen. Lösungsorientierte Arbeit in Heimen und anderen stationären Settings. (2. Aufl.). Dortmund: verlag modernes lernen.
- Hesse, E. & Main, M. (2002). Desorganisiertes Bindungsverhalten bei Kleinkindern, Kindern und Erwachsenen. Zusammenbruch von

- Strategien des Verhaltens und der Aufmerksamkeit. In: Brisch, K., Grossmann K.H., Grossmann K. & Köhler L. (Hrsg.) Bindung und seelische Entwicklungswege. (S.219-248). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Izard, C. (1994). Die Emotionen des Menschen. Eine Einführung in die Grundlagen der Emotionspsychologie. (3.Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Juchmann, U. (2002). Über sieben Brücken musst Du geh'n. Rituale in der stationären Jugendhilfe. In: Vogt-Hillmann, M. & Burr, W. (Hrsg.). Lösungen im Jugendstil. Systemisch-lösungsorientierte kreative Kinder- und Jugendlichen-therapie. (S.311-344). Dortmund: verlag modernes lernen.
- Kast, V. (1982). Trauern. Phasen und Chancen des psychischen Prozesses. Stuttgart: Kreuz Verlag.
- Natho, F. (2007). Bindung und Trennung. Von Eltern und Familie getrennt. Trauer- und Trennungsprozesse von Kindern und Jugendlichen professionell begleiten. Dessau: Gamus.
- Paris, J. (2000). Kindheitstrauma und Borderline-Persönlichkeitsstörung. In: Kernberg, O., Dulz, B. & Sachsse, U. (Hrsg.). Handbuch der Borderline-Störungen. (S.159-166). Stuttgart: Schattauer.
- Pfeifer-Schaupp, U. (2008). Trauer in der systemischen Supervision. Oder: Der Tod klopft öfter an, als man denkt. In: Kontext 39,1 (S.31-50). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Roth, G. (2003a). Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Roth, G. (2003b). Aus Sicht des Gehirns. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schmidt, M., Wiesinger, D., Lang, B., Jaszkwic, K. & Fegert, J. (2007). Brauchen wir eine Traumapädagogik? – Ein Plädoyer für die Entwicklung und Evaluation von traumapädagogischen Handlungskonzepten in der stationären Jugendhilfe. In: Kontext. 38,4 (2007). (S.330-357). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Weiß, W. (2008). Philipp sucht sein Ich. Zum pädagogischen Umgang mit Traumata in den Erziehungshilfen. (4.Aufl.). Weinheim, München: Juventa Verlag.